

Ukraine - Fahrt in ein Land im Kriegszustand

1. *Reiseziel Lemberg, Ukraine*

REISEZIEL LEMBERG, UKRAINE - Natürlich ist es nicht selbstverständlich, in diesen Tagen in die Ukraine zu reisen, um das Land aus der Nähe zu sehen und ganz sicher nicht, um Urlaub zu machen. Aber nach zwei Aufenthalten in Lemberg in den Jahren kurz vor Corona, zieht es mich zurück das Land und speziell in diese Stadt. Mitten im Herzen der »Blood-Lands«, wie Timothy Snyder die Region Galizien benannt hat, weil dort die bösartigsten Verbrechen auf europäischem Boden stattfanden: Der Mord durch Hunger, der Holodomor und der Mord durch Gas, der Holocaust, entscheidet sich dort das politisch-seelische Schicksal Europas. Wird der Kontinent sich von dem selbstverschuldeten Leiden erholen oder wird er in noch tiefere Abgründe stürzen?

In den ersten Tagen der russischen Invasion im Februar 2022 wollte mir der Gedanke, Putin könnte den ersten der angedrohten Atomsprengköpfe ausgerechnet über der westukrainischen Stadt zünden, nicht aus dem Kopf. Wenn überhaupt, dann genau dort. Und zuzutrauen ist dem Russischen Präsidenten durchaus alles. Daher ließ mich der Wunsch nicht los, Lemberg, das ukrainisch Lviv, Львів, noch ein womöglich letztes Mal zu besuchen. - Als könne meine Gegenwart etwas ändern; als müsse jeder, wenn er nur irgendwie kann, eine Erinnerung an die ehemalige galizische Provinzhauptstadt Lemberg im äußersten Osten des Habsburgerreiches bewahren.

In ein Kriegsgebiet zu reisen, ohne beruflich verpflichtet zu sein, muß nicht sein. Und in die Kampfgebiete sowieso nicht. Selbst wenn es sich nicht um einen Bürgerkrieg handelt, sind einerseits die Gefahren zu groß und andererseits fiele man den Kämpfenden bloß zur Last, weil sie auch noch einen Ausländer schützen müssten.

Dann wendete sich der Kriegsglück, wie das so oft geschieht in Kriegen, und die Russischen Armeen wurden vor Kiew, Charkiv und Cherson

geschlagen. Das Zentrum und damit auch der Westen des Landes war von nun an relativ sicher. In jedem Fall ist das Risiko nur wenig größer als bei einer gewöhnlichen Fahrt, selbst wenn man die beiden Angriffe im April 2022 und Anfang Juli 2023 berücksichtigt, die zusammen 16 Menschen das Leben kostete. – Die Frage nach einer Reise in das östliche Grenzland Europas stand wieder im Raum. Fahren oder nicht Fahren, das war die Frage.

Allenfalls bleibt da die Moral! – Darf man ein Land besuchen, das mitten im Krieg ist? Darf man auch nur den Eindruck erwecken, man verbringe den Urlaub zwischen Menschen, die unter dem Krieg und seinen Folgen seit fast genau eineinhalb Jahren fast tagtäglich leiden, selbst wenn es weit weg von der Front ist?

Leicht gemacht hat die Entscheidung dann die ukrainische Mutter, die seit Kriegsbeginn mit ihrer Tochter in Berlin lebt. Sie jubelte geradezu über meine Absicht, in die Ukraine zu fahren. Die Ukrainer vor Ort würden sich freuen, weil sie dann wirklich wissen, sie sind nicht allein. Und das Geld von Touristen ist in Kriegszeiten noch dringender nötig als im Frieden.

Zuletzt mußte ich noch meine Frau überreden. Sie ist, was sie sofort zugeben würde, ängstlicher – andere würden sagen vorsichtiger – als ich. Meine Idee, schon kurz nach dem russischen Angriffe nach Lemberg zu fahren, gefiel ihr überhaupt nicht und ich habe es dann auch mit Rücksicht auf meine beiden Kinder gelassen. Aber jetzt, mit der Fürsprache einer Ukrainerin, fiel es ihr leichter.

Und so beschlossen wir, nach Lemberg zu fahren. Jene Stadt des Löwen im Westen des östlichen Staates Europas. Und anders als man es in Deutschland gewohnt ist, war die Bahnverbindung schnell herausgesucht und beinahe direkt: Über Breslau, Krakau und Przemyśl fährt ein Zug bis fast an die Grenze. Dann geht es weiter auf Breitspurgleisen in ein Land, das – im Unterschied zu Deutschland – gerade all das entwickelt, was Länder brauchen, wollen sie in der Geschichte bestehen und Bedeutung entfalten.

2. *Anfahrt*

ANFAHRT – Spätestens ab Krakau ist der Zug ukrainisch. Nur wenige Polen fahren am Samstagabend noch bis Przemyśl – die Stadt, deren Namen man nicht aussprechen kann. Gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs belagert und heftig umkämpft zwischen Österreichern und Russen, hätte es den Titel »Verdun der Ostfront« erhalten, aber da gab es die Legende um die französischen Festungsanlagen noch nicht. Eine dichte Kette aus Forts zieht sich noch heute durch Wälder und Hügel, die so mitteleuropäisch sind wie die Ardennen oder der Teutoburger Wald.

Heute hat sich der Krieg mit einem Flüchtlingsstrom wieder in seine Nähe geschoben. Im Februar 2022 ergoß er sich über Przemyśl, das wir vier Jahren zuvor eher randständig aber munter und aus jeder Geschichte geflohen und entlegen erlebten. Ein heimeliger Marktplatz, wie er hier fast in jeder Stadt das Zentrum markiert, markant wegen seiner Schräglage, die Leute mit Sinn für Metaphern auch als Schlagseite bezeichnen könnten. Beim Blick über den San erinnert sich nur noch der militärhistorische Fachmann der Soldaten, die hier kämpften und starben, sei es 1914 und 15 oder im nächsten Krieg zwischen Russen und Deutschen ab Juni 1941.

Rudern hätten wir vor vier Jahren wollen auf seiner ruhigen Strömung, die zum Vergessen einlädt, daß der Fluß einmal Hitlers und Stalins Reiche getrennt und Europas Mitte zerschnitten hat, aber wir waren, wie jetzt, auf dem Weg nach Lemberg gewesen. Die Zahl der Reisenden hielt sich in Grenzen und verlor sich im Bahnhof; ein üppig dimensionierter Bau aus besten Habsburger Zeiten. Im Bahnhofsrestaurant hatte sich ein Hauch von Kaffeehausatmosphäre erhalten. Die polnischen Piroggy schmeckten noch ein klein wenig besser als vom polnischen Lebensmittelladen in Berlin.

Hier treffen Normalspur und russische Breitspur zusammen und schaffen zwei Teile, die wir damals leicht und schnell zu Fuß überbrückten. Normalität in der Mitte Europas, wie es schien, die gerade begann sich wieder nach Osten strecken. Damals, vor vier Jahren und vor Corona. Und bevor Putin die Ukraine mit Krieg überzog.

3. Grenzbahnhof

GRENZBAHNHOF - Am heutigen Abend passen der Bahnhof von Przemyśl und die Zahl der Reisenden wie zu Habsburger Zeiten wieder zueinander. Wir treten vorsichtig Stufe für die Stufe die Bahnsteigtreppe hinunter und wieder hinauf, werfen einen kurzen Blick in die Bahnhofshalle und gehen dann zum hinteren, eher abgelegenen Teil, in dem die Züge der Ukrainischen Eisenbahn fahren und der so gar nicht reicht für die Vielen, die von West nach Ost und von West nach Ost weiter wollen. - Ja, der Flüchtlingsstrom, der zu Kriegsbeginn von Osten nach Westen zog, wogt mittlerweile tatsächlich hin und her. Es stimmt, viele fahren auch wieder zurück, was in Deutschland hin und wieder für moralische Empörung gesorgt hat.

Die beiden Ströme drängen sich am Gebäude der Paßkontrolle aneinander vorbei, denn erst kurz zuvor ist ein Zug aus Kiew auf dem Teil des Bahnhofs mit den Breitspurgleisen eingefahren. Ein ganzer Bahnhof voll mit älteren Frauen und Müttern mit ihren Kindern, die weinen, schlafen oder spielen; andere schauen einfach nur zu und fangen sich Erinnerungen für später ein. Jetzt stehen wir mit ihnen in einer Schlange, die sich im Dunklen verliert, vor den Grenzkontrollen und warten, auf den Bahnsteig mit den Zügen nach Lemberg gelassen zu werden. Auf den Gesichtern liegen Sorgen und schlimme Erwartung; Erinnerungen, über die niemand spricht und vielleicht nie sprechen wird.

Zwischendrin huschen polnische Helfer, weisen den beiden Menschenströmen den Weg, helfen beim Tragen der Koffer oder verteilen Wasser und Kaffee. Und so herrschen in der Anspannung gedämpfte Ruhe und Hilfsbereitschaft. Dazu geht im Osten ein blutroter Mond auf und weckt die Lust zur Symbolisierung. - Denn die Szenen gehen zu Herzen. Es macht eben den Unterschied aus, von den Ereignissen an der ukrainischen Grenze in der Zeitung zu lesen oder im Internet und dann hier in die Gesichter zu schauen. Nicht daß ich das nicht wußte; aber der Unterschied zu den Realitäten bleibt immer bestehen, selbst wenn man um den Unterschied weiß, weil jede Realität eben die Realität ist.

Die Sorgen und Ängste, wie sie jeder Krieg mit sich bringt und mitgebracht hat, sind aber schon hier am Grenzbahnhof in die Zeichen der gegenwärtigen Zeit eingetaucht und bringen neue Konturen hervor, wenn

die Gegenstände des Alltags in die Flucht eingetaucht werden. Da ist nicht nur das Handy, das zu jeder Zeit einen Bericht nach Hause ermöglicht. Denn es werden nicht nur Kaffee und Wasser verteilt, sondern auch Mobilfunkkarten verkauft. Ganz zuerst fallen die Rollkoffer auf. Und dabei hatte ich auf ein Ende dieser nervigen Gerätschaft gehofft, weil man mit einem Rollkoffer nicht fliehen könne. Das Gegenteil scheint richtig zu sein. Fast alle ziehen und schieben die schweren Koffer über das holprige Pflaster und man möchte lachen, wenn einer Frau zwei City-Roller, die sie auf den Koffer geklemmt hat, immer wieder herunterrutschen und sie sie immer aufs Neue auf den Koffer zurücklegt. – Was würden wir auf einer Flucht Sinnloses in Sicherheit bringen? Mir zumindest fiele viel ein, das für mich einen Sinn hat.

»Mädchen in Deinem Alter sind auch einige dabei«, schreibe ich meiner Tochter per Handy, »bauchfrei und mit Handy, aber der Ort hat nichts von cool oder Party, Urlaub und Abhängen.« - Krieg und Flucht live für die, die in Sicherheit sind. Das Warten wird beim Betrachten leicht gemacht und die Zeit vergeht wie im Flug. Die Paßkontrolle unterscheidet sich nicht von Kontrollen an anderen Grenzen. Am Bahnsteig steht ein schmucker Schnellzug, wie er vor vier Jahren auch schon hier stand, wohl um zu anzudeuten, daß der Krieg auch vor der heilen High-Tech-Welt nicht Halt machen wird. Auf dem Bahnsteig ist kaum Gedränge. Zwei Kinder haben Leuchtreifen zu Laserschwerter zurechtgebogen und fechten. Wir steigen ein. »Gleich fährt der Zug Richtung Lviv los«, schreibe ich meiner Tochter. Die Grenze ist nicht weit. Ich hoffe, die Russen kommen nicht auf blöde Gedanken.

4. Im Zug der Frauen

IM ZUG DER FRAUEN – Der Waggon ist ein typischer Großraumwagen eines Intercity und bis auf den letzten Platz besetzt. Mit einer kleinen Verspätung rollt er langsam aus dem Bahnhof in die Nacht. Die Uhrzeit wird um eine Stunde Richtung Morgen geschoben. Und obgleich seit weit über 24 Stunden unterwegs, bin ich erschöpft, aber nicht müde. Überfüllt wirkt der Wagen wegen der Gepäckstücke, die jeden noch so kleinen Freiraum belegen. Die Rollkoffer aller Größen nehmen viel Platz weg. Auch hier geht es ruhig zu; das scheint der Grund zu sein, daß nicht der Eindruck einer

normalen Reisegruppe entsteht. Nein, hier fährt niemand für alle sichtbar aufgeregt in Urlaub. Jeder bleibt mit seiner Anspannung für sich.

Die ukrainische Paß- und Zollkontrolle kommt recht bald nach der Abfahrt. Zwei Frauen kontrollieren jeweils eine Seite mit ihren zwei bzw. drei Sitzen. Die Breitspur erlaubt einen Sitz mehr in jeder Reihe. Selbst hier gelingt es, der Beamtin ein kurzes Lächeln zu entlocken, das weg von der Normalität, ein wenig inniger wirkt. Nachdem sie meinen Paß ohne Beanstandung kontrolliert hat und zur nächsten Reihe wechselt, erscheint dicht neben mir, denn ich habe den Sitz im Gang, ein Beamter mit einem automatischen Gewehr und mir fällt sofort die Bemerkung ein, die gefährlichste Waffe des Soldaten sei die seines Nebenmanns. Es geht also doch etwas martialischer zu. Nichts, was nicht jeder im Zug gut verstünde.

Die Fahrkartenkontrolle geht nicht ganz leicht von der Hand, da ich dem Schaffner verständlich machen muss, daß meine Frau die Fahrkarten hat. Er versteht so wenig Englisch wie ich Ukrainisch und sie sitzt etwas weiter hinten, denn Plätze nebeneinander gab es nicht mehr. Nach einigen Handzeichen ist es geklärt.

Kurz darauf wird das Licht im Waggon abgedunkelt. Ich schaue mich um. Kinder sind hier keine. Mütter mit Kindern wurden zuerst und in einem eigenen Wagen untergebracht. Trotzdem sind fast ausnahmslos Frauen unterwegs und die wenigen Männer sind deutlich älter. Mir gehen die Meldungen aus den deutschen Medien durch den Kopf, daß die Ukrainer nur Männer über 60 kämpfen lassen und die jüngeren sich in den Westen aufgemacht haben. Vermutungen, wie sie jeder Krieg in die Köpfe der Betroffenen treibt. So oder so – ich fühle mich unwohl zwischen all den Frauen, fast ein wenig peinlich berührt.

Im Bord-TV des Zuges laufen Werbefilmen für die Armee.

»Propagandastreifen«, hätte ich vielleicht unter anderen Umständen wie so viele naserümpfend gesagt. Aber sie passen. Denn sie werden von Filmen mit Männern auf Krücken und ohne Beine unterbrochen. Eine makabere Offenheit, die den Eindruck von Propaganda umgehend auflöst.

Kein Versuch, ein wenig zu schlafen, gelingt mir. Also mache ich das, was viele der Frauen um mich herum ebenfalls machen: Ich hole mein Handy heraus und tippe an meine Tochter: »Ich sitze im Zug nach Lviv. Wir sind

schon über die Grenze und bald da. Ich hoffe, die Russen kommen nicht noch auf blöde Gedanken.« Sie ist noch wach. »Hoffe ich auch nicht, ich will dich ja nochmal sehen.« Sie hat sich zwar nichts anmerken lassen, aber nichts an ihr war bei der Abfahrt gelassen. »Keine Sorge«, beruhige ich sie, »Die USA haben genug Flugabwehrraketen geliefert.« Sie antwortet mit einem: »USA «. Das beruhigt dann auch mich. Und während die ersten Häuser von Lemberg sich aus der Dunkelheit schälen, schicke ich ihr ein: »Schlaf gut. «

5. *Ankunft in Lemberg*

ANKUNFT IN LEMBERG – Als der Zug allmählich bremst und Lviv als nächste Station angesagt wird, erhebt sich der Flüchtlingsstrom aus seiner schlaflosen Ruhe. Gepäckstücke werden eingesammelt und die leidigen Rollkoffer aus den Ecken gezogen oder vom Gepäcknetz gewuchtet. Spötter würden von Frauen auf dem Weg in den Heimaturlaub sprechen, die sich langsam zum Ausgang bewegen, wenn Spott nicht so vollkommen deplatziert wäre. Schließlich kommt der Zug zum Stehen und die Türen werden geöffnet. Aus zwei Waggons fädeln wir ein und vom Nachbarwagen sind jetzt auch wieder Frauen mit Kindern und Kinderwagen dabei.

Der Bahnsteig liegt wie schon in Polen sehr tief. Bis fast auf Gleishöhe muß man sich hangeln. Die Kinder werden hinunter auf den hell erleuchteten Bahnsteig gereicht. Sind Städte im Krieg nicht verdunkelt?, schießt es mir durch den Kopf. Seltsam, wie die Erzählungen aus dem letzten Krieg unsere Vorstellungen vom nächsten bestimmen. Warum sollte eine Stadt verdunkelt werden im Zeitalter unbemannter Flugkörper, die ihr Ziel per Computersteuerung finden?

Über den Bahnsteig geht es erst in die eine und dann plötzlich wieder in die andere Richtung. Auch die Angekommenen wissen also nicht wohin in der Nacht. Wir wissen schon gar nicht wohin, wissen nicht einmal, was uns im Bahnhof, den wir aus friedlichen Zeiten kennen, erwartet und traben, wie man so sagt, hinterher. Der Weg nach draußen führt auch hier durch Gänge an einem Wartesaal vorbei in eine Bahnhofshalle aus prachtvollen habsburger Zeiten. Viele, die gerade aus dem Zug gestiegen sind, verschwinden nach rechts und links in die Auffangstellen für Flüchtlinge. Wir gehen weiter zum Haupteingang und treten hinaus.

Der Bahnhofsvorplatz wirkt wie jeder andere Bahnhofsvorplatz irgendwo in Europa früh um halb drei. Er ist locker belebt. Einzig die deutlich höhere Zahl von Soldaten fällt ins Auge. Ein Laden hat offen und das angeschlossene Café bietet reichlich Platz, um sich zu setzen, und zu überlegen, was wir nun tun. Mit der Sperrstunde nimmt man es zumindest hier am Bahnhof offenbar nicht so eng. Aber keiner von uns beiden weiß, wie es in der Stadt aussehen wird. Wir holen uns ein alkoholfreies Bier – richtiges gibts innerhalb der Sperrstunde nicht –, setzen uns und sind froh, das Gepäck abstellen zu können. Am Nebentisch sitzen drei Soldaten und unterhalten sich, während sie immer wieder wie nebenbei auf ihre Handys blicken. Nichts ungewöhnliches also.

Dann passiert, womit ich in einer trüben Vorahnung gerechnet hatte und womit wir rechnen mussten: Zunächst schaut einer der drei Soldaten gar nicht mehr gewöhnlich auf sein Handy, steht auf und rennt Richtung Bahnhof. Dann heulen sehr entfernt, bald indes schrittweise immer näher, Sirenen. Für einige Momente hoffen wir wohl, das Geräusch wäre anders zu deuten oder hörte gleich wieder auf und wir schauen uns fragend an. Instinktiv schauen wir: Was machen die anderen Gäste?

Zu unserer Überraschung schauen sie nur kurz auf ihre Handys und bleiben sitzen. Verunsichert nehmen wir unser Gepäck und gehen gleichfalls zum Bahnhof zurück. Nein, wir sind nicht gelaufen. Das wäre uns reichlich blöd erschienen, denn außer uns schien niemand das Auf und Ab des Sirenenengeheuls zu registrieren. Im Bahnhof hatten wir Schilder mit der Aufschrift »Shelter« gesehen. Wir können in der Richtung der Pfeile nichts finden, stehen eine Weile herum – dann verhallt der Alarm so plötzlich wie er gekommen ist. Nichts geschieht und wir gehen nach einer Weile wieder hinaus und zurück in das Café; allerdings auf andere Plätze, denn unsere alten sind mittlerweile besetzt. Konsterniert beschließen wir, nach einer Pause ins Zentrum zu gehen, um ein Hotel suchen zu können.

6. *Das Schwarze Haus*

DAS SCHWARZE HAUS – Lemberg ist Geschichte Europas; das wußte ich auch, hatte ich vor der ersten Reise und der ersten Begegnung vor fünf Jahren in Erfahrung gebracht. Ich hatte mir sogar ein ganz spezielles Haus ausgewählt im historischen Zentrum: Das ›Schwarze Haus‹, italienische

Architektur weit weg von Italien. Und dann stand ich in einem Sommer des scheinbaren Friedens nach einer holprigen Straßenbahnfahrt endlich davor. Welche Enttäuschung: Es wurde gesandstrahlt und seine Renaissancefassade war von einer riesigen Plane verhängt. Dafür blieb mir die Erinnerung an die erste Straßenbahnfahrt durch den Alltag Lembergs bewahrt; sie wurde durch keine Erwartung verstellt.

An diesem Morgen eines Krieges, der seit fast eineinhalb Jahren tobt, gehen wir zu Fuß in die Stadt. Eine erstes zartes weniger Dunkel beginnt im Osten zwischen den Häusern. Kaum zu glauben, daß es gelungen ist, den Prozess der Dämmerung in exakte Stufen von der astronomischen, zur nautischen und schließlich bürgerlichen zu gliedern, so daß es selbst in diesen Breiten im Sommer Zeiten gibt, in denen es praktisch kaum wirklich dunkel wird. Themen, mit denen wir die Aufregung stillen, während wir um uns schauen und immer wieder nach oben.

Die Straßen sind vollkommen leer. Sperrstunde eben. Noch einmal schrillen die Sirenen ihr Auf und Ab. Nicht einmal einen Voralarm gibt es hier, schießt es mir durch den Kopf. Und Entwarnung schon gar nicht. Das Heulen hört nur einfach irgendwann auf und wir gehen weiter.

Endlich haben wir das Hotel im Zentrum erreicht, in das wir beim letzten Besuch eingekehrt waren mit Blick auf die Oper. ›Wiener Hotel‹ und überhaupt erinnerte alles an Wien, allerdings mehr aus einer Zeit irgendwann nach dem Krieg. – Hier aber ist Krieg. Aber es iat auch erst kurz nach halb sechs. Ob schon jemand wach ist? Jemand, der im Fall eines Alarm die Hotelgäste weckt? – Wir klingeln, um zu erfahren, daß alles belegt sei.

Damit hatten wir nicht gerechnet. Also gehen wir in die Altstadt hinein, um vielleicht einen Kaffee zu trinken. Und ich will zum ›Schwarzen Haus‹, das laut Internet Ende 2019 fertig renoviert worden sei. An diesem Morgen wird die Enttäuschung, den dunklen Renaissancebau noch immer verhängt zu finden, von der Erkenntnis gedämpft, das Internet ist eben doch voller Fehler.

Zum Glück finden wir schräg gegenüber ein Cafe, das tatsächlich seit fünf Uhr in der Frühe geöffnet hat und einen starken Kaffee anbietet. Von dort aus können wir die neben der Plane, auf der das ›Schwarze Haus‹

aufgemalt ist, stehenden Häuser bewundern. Etwas später werden wir in das Licht der aufgehenden Sonne getaucht und nichts hält uns ab, für den wunderbaren Blick über den Marktplatz in Lemberg, ukrainisch Lviv, wie schon vier Jahren, dankbar zu sein.

7. **Heimurlaub**

HEIMATURLAUB - Als die Straßen und Plätze von Lemberg sich am Morgen allmählich mit Menschen füllen, fällt der Frauenüberschuss, der auch hier herrscht, sofort ins Auge. Und das nicht nur, weil die vielen weiblichen Blicke mehr über den Krieg verraten, als so mancher Kommentar. An die Front gehen nun einmal Männer, weil Krieg nach wie vor überwiegend ihr Handwerk geblieben ist. Daran ändern Drohnen und Marschflugkörper nur wenig.

In diesen Tagen und in diesem Krieg ist jedoch ist jedoch eine neue Gruppe von Kriegsteilnehmern entstanden: Flüchtlinge, die ins Kriegsgebiet reisen. Und da viele Frauen und Kinder Schutz im Ausland gefunden haben, fahren sie in ihre Heimat zurück. Der Kriegsverlauf in der Ukraine bietet es an, denn der Westen des Landes ist vom Krieg weitestgehend unbehelligt geblieben. Auch unsere Fahrt ist nur deshalb möglich.

In der Folge sind Züge und Busse von Polen nach Lemberg und Kiew auf Tage, mitunter Wochen in beide Richtungen komplett ausgebucht. Was in Deutschland von den einschlägigen Kreisen der Putin-Unterstützer propagandistisch ausgenutzt wurde und wird. Sie hetzen gegen Familien, die sich im Westen des Landes treffen können und die Gelegenheit nutzen und suggerieren gleich zweierlei: Der Krieg sei ja gar nicht so schlimm und die Kriegsflüchtlinge würden die Hilfsgelder lediglich für sich nutzen.

Die Behauptung, dieser Krieg sei nicht so schlimm, widerspricht allen Berichten aus den östlichen Teilen des Landes. Die Hetzer liegen also schon deshalb falsch. Und da die Frauen mit ihren Kindern hin und her pendeln, handelt es sich eben nicht um ein Abkassieren in Polen und eine Rückkehr mit dem Geld in der Tasche. Tatsächlich trifft Heimurlaub diese besondere Fluchtbewegung der ukrainischen Zivilisten. Zumal sie nach den Drohungen Moskaus mit weiteren Angriffen aus Weißrussland oder sogar atomaren Schlägen rechnen müssen. Nichts was die Hetzer Putins in ihrer Wut über die militärischen Niederlagen der Russen

anmerken würden. Sie rächen sich rhetorisch an Frauen und Kindern und freuen sich wahrscheinlich insgeheim über jedes ukrainische Kind, das die russischen Invasoren verschleppten.

Die Kritik am Heimaturlaub der Familien wäre berechtigt, wenn der Krieg das ganze Land überzöge oder wenn es ein Bürgerkrieg wäre, was der Angriffskrieg der Russen gegen die Ukraine aber nicht ist. Sie trifft also, wenn überhaupt, Afghanen und Syrer, Somalier und Ghanaer. Aber das ist ein anderes Thema.

Die ukrainischen Frauen haben jedes Recht auch mit ihren Kindern, für eine Zeit auf Heimaturlaub nach Hause zu fahren. Allenfalls könnte jemand fragen, ob das Risiko nicht zu groß ist, wenn sie in Städte jenseits des Dnjepf reisen wollen. Also treffen sie sich zum Beispiel in Lemberg. Und wahrscheinlich ist das der Grund für die Heimaturlaubsatmosphäre, die wir in diesen Tagen auf den Straßen und Plätzen der Stadt spüren können. Die Freude, den geliebten Mann unversehrt in den Armen zu halten, steht den Familien der Soldaten und ihnen selbst im Gesicht, wenn sie ihre Kinder den neuen Roller über das holprige Pflaster schieben sehen, selbst wenn niemand weiß, ob es ein nächstesmal gibt. Und daß es ein erstes Mal gibt, dafür sprechen die vielen Kriegerhochzeiten in den Kirchen von Lemberg. Und vielleicht sind ja einige Kriegerbräute dabei, die eigens zur Hochzeit über Przemyśl angereist sind. Sie werden in der nächsten Nacht keine Sekunde an die Mietmäuler und Neider in Deutschland verschwenden.

8. Luftalarm

LUFTALARM - Paradox ist die Lage in einem Land, das sich im Krieg befindet und zugleich über Teile seines Landes verfügt, in denen der Krieg kaum zu spüren ist. Die Anspannung ist zugleich überall zu spüren und trotzdem regiert Normalität. Es ist ja ohnehin kaum zu verstehen und die wenigsten wissen es, daß im Krieg das normale Leben seinen weiteren Weg geht. Die Post funktionierte auch im Zweiten Weltkrieg, als wäre so viel nicht gewesen. Der Zugverkehr rollte lange weiter nach Fahrplan. Erst als die alliierten Luftwaffen Bahnhöfe und Gleise zerstörten, begann ein neuer Trott mit Fahrplänen, die keine mehr waren.

In der Ukraine fährt die Eisenbahn praktisch ganz normal. Die russische Luftwaffe verzichtete bisher darauf, die Infrastruktur des Landes systematisch zu attackieren; nicht aus Altruismus, sondern aus der einfachen militärischen Logik, mit dem begrenzten Material nicht zu verschwenderisch umzugehen.

Und in Lemberg wird das Leben nur durch die mehrmals täglichen Luftalarme nicht unterbrochen; es ist eher ein Lärm im Hintergrund, der an die harten Fakten einige hundert Kilometer südlich und östlich erinnert. Auch wir hatten uns nach zwei Tagen angewöhnt, die Alarme zu hören, ohne sich nach ihnen zu richten. Ihre Aufgabe ist ohnehin nicht, wie noch in den Bombennächten unserer Großeltern und Eltern, die Stadtbewohner in die Keller zu zwingen, sondern eine Warnung an alle, ihre Warn-App zu starten. Ein ganz neuer Blick aufs Smartphone entsteht. Wie ein Mann schaut jeder aufs Display und liest sichtlich die gleichen Informationen. Auch der Moment der Beruhigung ist allen gemeinsam. Es hat wieder Odessa oder Cherson oder Kiew getroffen. Nicht Lemberg.

Als ich an einem Abend in einem Restaurant – im Hintergrund war wieder einmal das Auf und Ab der Sirenen zu hören –, den Ober frage: »Is it dangerous?« sagt er kurz und ernsthaft: »Of course, it is!« – Und ich erschrecke mich, wie schnell wir uns selbst in Kriegszeiten an die Signale der Gefahren gewöhnen, einfach indem wir in Frage stellen, ob die Gefahr wirklich real ist. Allerdings bringt der junge Mann uns anschließend auch wie selbstverständlich den gebackenen, innen noch halb rohen Lachs, wie ich ihn schätze, mit einer Spur Koriander, was ich nicht kenne. Der Gaumen läßt sich vom Geheul der Sirenen offenbar ebenfalls nicht betäuben.

Schon bald wird der Lärm aus den Musikkonserven nerviger als der Kriegslärm. Und als meine Frau mich in der fünften Nacht in einem Land im Kriegszustand bittet, ich möge doch die Fenster schließen, damit sie ungestört schlafen könne, weiß ich: Wir sind angekommen in der Ukraine.

9. Schutzräume

SCHUTZRÄUME – Um die Erinnerungen an Orte zu wahren, die uns etwas bedeuten, können wir viel von ihnen erzählen, sie photographieren oder sie zeichnen und malen. Wir hatten uns fürs Zeichnen entschieden, weil es

jedem Gebäude, dessen Perspektive dem Zugriff entflieht, jedem Platz, dessen Proportionen sich schwer einfangen lassen, und jedem Firstgewirr, dessen Schatten mit dem Zeichnenden spielen, einen besonderen Punkt im Gedächtnis einräumt.

Lemberg bietet mit seinen selten gerade verlaufenden Straßen einen geradezu unerschöpflich reichlichen Fluß an Objekten aus Stein aller Epochen der letzten fünfhundert Jahre; was, zugegeben, ja gar nicht so viel ist verglichen mit den zweitausend Jahren seit Christi Geburt. Florenz des Ostens wurde Lviv mitunter genannt und musste in russischen Filmen als Hintergrund das erste Rom ästhetisch vertreten. An etlichen Kreuzungen tragen alle Häuser an den vier Ecken stolz als Dach einen Helm, der manchmal zu einem Wachposten paßt und manchmal zu einem Würdenträger der vielen christlich beseelten Religionen, die Lemberg beherbergt. Meine Frau entdeckte schließlich einen, wie ihn Boba Fett bei seiner Begegnung mit Han Solo trägt und den dieses Haus in Lemberg so wenig absetzen wird wie der Kopfgeldjäger in Star Wars.

Wie an kaum einem anderen Ort ist in Lemberg die Verschiebung der Wertehorizonte erkennbar: Heute investieren wir in alles, was sich bewegt: In Lastenräder und Geländewagen, in Autobahnkreuze und Kreuzfahrtriesen. Damals, in den Zeiten als Häuser noch Helme erhielten, investierten wir in alles, was hält: In Häuser und Parks, in Schlösser und natürlich in Kirchen; und gerade sie schützten die Ukrainer wie selbstverständlich vor russischen Bomben aus moslemischem Fertigungsstätten. Gleich zu Kriegsbeginn wurden mit Hilfe polnischer und kroatischer Helfer viele Kirchenfenster mit Brettern verbarrikadiert, Statuen und Figuren mit Tüchern oder mit metallenen Netzen verhängt. So geschützt sollen sie den Krieg überstehen; zumindest blieben die Splitter im schlimmsten Fall bewahrt für eine wiedergeborene, restaurierte Figur. Im Wertehorizont der Ukrainer stehen Kirchen weit oben. Das wußten und wissen die Anti-Christen in Moskau.

Die Kirchen mit ihren vernagelten Fenstern erinnern an die Werke der Verkleidungskünstler, die vor ein paar Jahren in Westeuropa so heftigen Anklang fanden bei Intellektuellen ohne Sinn für Kirchengebäude. »Kirchen sind schön, wenn sie nicht mehr in Betrieb sind«, gab mir eine Bekannte in einem Offenbarungseid des Unverstandes einmal zu verstehen, »dann können sie bleiben.«

Was bei uns ein sinnfreies Spektakel war, wird hier in der Ukraine und im Krieg zu einem Schutzraum, der seine eigene Ästhetik entwickelt. Denn nicht nur den moskoviter Barbaren wird Verteidigungsbereitschaft signalisiert; der überzeugte und überzeugende christliche Glaube dürfte auch ein Dorn im Auge der gottlosen Bürokraten aus Brüssel sein. Regenbogen sieht man hier an keinem Gebäude.

Die Garnisonskirche St. Peter und Paul im Zentrum diente schon vor dem offiziellen Beginn des russischen Krieges gegen die Ukraine als Ort der Erinnerung an die Opfer weit im Osten. Auf Bilderwänden werden die Gesichter der Toten gezeigt und anders als zu sowjetischen Zeiten steht so jeder einzelnen Soldat vor seinem Betrachter. Auch hier wurden die Fenster und Figuren verhängt. Bis auf eine. In einem Durchgang zum rechten Seitengang hängt ein lebensgroßes Kreuz, das zwar ebenfalls von Tüchern eingerahmt wird, aber für den Gottesdienst wurden sie nach oben zusammengerollt und die hölzerne Jesusfigur liegt frei und wir ahnen die Tiefe des Glaubens, der hier die Menschen beseelt und uns fehlt.

10. Partnerstädte, Partnerländer

PARTNERSTÄDTE, PARTNERLÄNDER - Ich wüßte auf Anhieb kein Land zu nennen, das eine Zeit in einem ähnlichen Zwischenkriegszustand verbrachte. Ein Land mit vielen Kämpfen im Südosten und wenig Krieg im Westen. Israel wäre ein mögliches Beispiel mit den Angriffen durch die sogenannten Palästinenser, die doch immer Araber bleiben in Gaza und ihren verbliebenen Siedlungen im Westjordanland.

Doch gerade Israel wäre ebensogut mit Russland zu vergleichbar. Es glaubt sich um umzingelt und schlägt deshalb los. Indes hören die Gleichheiten hier auch schon auf. Israel verfügt nicht über das Polster eines strategischen Rückzugsraums, der durch ganz Asien reicht und in dem sich bereits drei Angriffe zu Niederlagen überdehnten. Außerdem hat sich der jüdische Staat in der Not für seine verfolgten Bürger Raum zum Überleben gesichert.

Und was haben Israel und die Ukraine gemeinsam? - Beide wurden von einem allgemein weit überschätzten Todfeind angegriffen und schlugen ihn ohne und mit Unterstützung von außen erfolgreich zurück. Beider Staatlichkeit ruht auf einem religiösen Kern, auch wenn der ukrainische

aus einer Kernspaltung hervorging: Katholisch, Griechisch-Katholisch, die Orthodoxen, Armenier. Es fehlen zur Schande der Ukrainer die vertriebenen Juden, deren Nachkommen vielfach in Israel leben. Und die Bürger beider Länder sind unter sich, wenn ihre Feinde sie wieder einmal mit Raketen angreifen und Terror überziehen.

Und so zeigt sich die westliche Ukraine, der Teil der Blood-Lands, als Urlaubsland Ukraine. Die Ukrainer sind unter sich, da kaum ein Mitteleuropäer - von den Westeuropäern erst gar nicht zu reden - sich nach Lemberg, Ivano-Frankivsk oder Tschernowitz traut und werden in diesen Monaten zusammengeschweißt. Gut erinnere ich mich noch, als vor vier Jahren, ein halbes Jahr vor Corona, spät abends wie zum Feierabend in den Straßen die Nationalhymne erklang und wir uns ergriffen und zugleich neidisch erhoben. Mutiger Singsang, der nichts kostet, dachte ich aber auch. Die Nationalhymne habe ich in diesem Jahr nicht gehört, aber sie war allem still und intensiv unterlegt.

Nur so sind die unmittelbar vor der Oper am Springbrunnen spielenden Kinder verständlich und dann auch mit einem aufatmenden Lachen erträglich. Sie hüpfen davon, wenn der Wasserstrahl nach ihnen langt und kreischen, wenn er sie trifft; genießen den heutigen Tag in der Sonne, als gäb es kein Morgen. Wie in Rischon LeZion, der südlich von Tel Aviv gelegene Partnerstadt Lembergs.

11. Der Blick des verhinderten Helden

DER BLICK DES VERHINDERTEN HELDEN - Seit Beginn des Ukrainekriegs wird medial und politisch debattiert, wie die Unterstützung der Ukraine aussehen kann und wie sie aussehen sollte. Insbesondere aber wird immer wieder betont, daß die Entscheidung darüber, welche Waffen geliefert werden, wohl überlegt und genau kalkuliert werden müsse. Wenn also die Frage im Raum steht, ob die Nato oder einzelne Länder aus dem Verteidigungsbündnis den ukrainischen Streitkräften Kampfflugzeuge vom Typ F-16 zur Verfügung stellen sollten, dann wird die Vernunft der militärischen Entscheidung gerade auf deutscher Seite an die erste Stelle gerückt. Krieg wird zum rationalen, an Zwecken orientierten Kalkül. Was Krieg - Clausewitz hin, Clausewitz her - aber letztendlich niemals ist, wie die Begegnungen mit ukrainischen Soldaten deutlich zeigen.

Auf den Straßen Lemberg oder, angemessener, des ukrainischen Lviv, sind die ukrainischen Soldaten allgegenwärtig. Sie gehen Hand in Hand mit ihren Frauen über den Rynok-, den Marktplatz im Zentrum; sie heben ihre Kinder auf ihre Schultern und wollen unbeschwert sein, wenigstens für die paar Stunden, die sie mit ihnen haben; sie tragen ihre Kameraden zu Grabe. Und immer wieder begegnen wir ihnen im Vorbeigehen auf dem Gehsteig. Nur für Momente; Momente, viel zu kurz, um alles sagen zu können, was gesagt werden will und nicht gesagt werden kann.

Nein, Mitleid empfinde ich keines. Der Soldat, der in den Krieg zieht, würde es, da bin ich sicher, auch nicht annehmen wollen. Mitleid ist ein elend süßsantes Gefühl. Der Blick in die Gesichter der Khaki gekleideten Männer rührt mich an. Ist es, weil ich nur rede und denke und mitempfinde, aber eben nicht an der Front gehen werde? Nicht zu ihm in den Schützengraben steigen? Kein stundenlanges Artillerief Feuer erdulden muß? Weil ich gehen kann, wann ich will?

Böse Zungen betonen es wieder und wieder: Wer dafür ist, die Ukrainer zu unterstützen, soll sich freiwillig melden. – Ein alter, nach wie vor dürftiger rhetorischer Winkelzug. Jeder kann eine Kriegspartei unterstützen, ohne selber zur Waffe zu greifen, so wie jeder die Feuerwehr holt, ohne je ein Löschfahrzeug gefahren oder Kinder aus einem brennenden Haus gerettet zu haben.

Trotzdem will die bessere Rhetorik mein Unwohlsein nicht verscheuchen, wenn mir ihre Blicke begegnen und so flüchte ich mich zu einer Figur der Kriegsliteratur: Dem verhinderten Helden. Ungezählte Male wurde sein Schicksal in Romanen und Filmen geschildert: Obgleich er unbedingt will, darf er nicht an die Front, weil sein krankes Herz die Anstrengungen des Kampfes nicht lange vertrüge oder vier seiner Brüder schon tot sind und der Mutter nur dieser einzige Sohn bleibt. Pazifistischen Zeiten gilt er als Trottel, der mit einem Heldenideal über die Wahrheit getäuscht wird und ein höhnisches Lachen für seine Dummheit verdient; in kriegerischen Zeiten wird er zum Feigling, falls es ihm, egal mit welchen Tricks, nicht gelingt, eingezogen zu werden. Heute würden wohl die meisten den verhinderten Held zwar ebenfalls kaum verstehen; das Leben ist zu wertvoll geworden.

Allerdings hat der Krieg in der Ukraine pazifistische Scheinwahrheiten ins Wanken gebracht. Und so richtet der ideale, verhinderte Held sein Haupt wieder auf und begegnet Soldaten, die ihr Leben für das Überleben ihres Landes riskieren. In ihren Blicken treffen der Wille einer Nation, für immer zu bleiben, mit der endlichen Lebensspanne des Einzelnen zusammen und wir erkennen den Punkt, an dem »Ewigkeit sich schneidet mit Zeit«.

An jedem Ort in Deutschland wäre dieses Bild aus Eliots »Four Quartets« buchstäblich bodenlos falsch. Denn Deutschland kämpft nicht mehr ums Überleben, hat sich abgefunden mit seinem Diesseits, dem es sich Spaß saugend ergibt. Hier in Lviv paßt das Bild zum Blick der Soldaten, die mir begegnen und keine Heiligen sind, aber berufen zum »lebenslangen Tod in Liebe, Leidenschaft und Selbstlosigkeit und Selbst-Aufgabe.«

Falsche Romantik? - Nein, keine Romantik. Aber der Schnittpunkt kühler Überlebenskalküle einer Nation mit dem Wunsch, Eltern und Frauen und Kinder weit hinter dem Schützengraben sicher zu wissen. Hier in Lviv ist beides präsent.